

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 83 (2003)

Heft: 12-1

Artikel: Die gemeinsame Wurzel von Wonne und Venus : der Wunsch des Philologen

Autor: Bär, Jochen A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-166825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GEMEINSAME WURZEL VON WONNE UND VENUS

Der Wunsch des Philologen

Jochen A. Bär

studierte Germanistik und Philosophie in Heidelberg. 1998 wurde er mit einer Dissertation über die Sprachreflexe der deutschen Frühromantik promoviert; seine Arbeit erhielt den Ruprecht-Karls-Preis der Universität Heidelberg. Seit Oktober 2001 ist er wissenschaftlicher Assistent am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen Sprachgeschichte, Lexikologie, Semantik und Sprachphilosophie.

W

ünscht man als Philologe Aufschluss über einen Sachverhalt zu gewinnen, so wähnt man sich gewöhnlich wohl beraten, wenn man das Wort, das ihn bezeichnet, auf seine Herkunft untersucht. Auch im Falle des Wunsches führt die Frage nach der Wortherkunft auf interessante Zusammenhänge. Als dem deutschen Wort *Wunsch* («Begehrten, Verlangen, Ersehntes») zugrundeliegend lässt sich eine indoeuropäische Wurzel *uen-* erschliessen, die so viel bedeutet wie «nach etwas streben, etwas erreichen oder haben wollen». Auf sie gehen auch andere Wörter in verschiedenen indoeuropäischen Sprachen zurück, so etwa lateinisch *venus* («Liebe, Liebesgenuss, Liebreiz, Anmut», auch als Eigename der dafür zuständigen Göttin), deutsch *gewinnen*, *Wahn* und *wähnen*, *wohnen*, *gewöhnen* und *Wonne*.

Die ganz unterschiedlichen Bedeutungen dieser Wörter lassen bei näherem Hinsehen doch einen gemeinsamen Kern, eben den Gedanken des Strebens, erkennen. Dieser wird allerdings jeweils mit zusätzlichen Bedeutungsaspekten angereichert. So steckt in *gewinnen* ebenso wie in *gewöhnen*, *wohnen* und *Wonne* neben dem Gedanken des Strebens der des erreichten Ziels: Die ursprüngliche Bedeutung von *gewinnen* lässt sich angeben mit «erfolgreich nach etwas streben»; in *gewöhnen* und *wohnen* ist der bereits erzielte Erfolg, das dauerhafte Sicheinrichten oder -eingerichtethaben im Gewonnenen enthalten; *Wonne* ist der Gemütszustand, in dem man sich befindet, wenn etwas Erstrebtes erreicht wird: «Freude, Vergnügen, Beglückung». In *Wahn* und dem zugehörigen Verb *wähnen* findet sich demgegenüber der Aspekt der Vergeblichkeit; unter *Wahn* verstehen wir eine unbegründete Erwartung oder Hoffnung, und unter *wähnen* das Hegen derselben.

Wer etwas *wünscht*, strebt danach, es zu erlangen. In den alten Zeiten, da das Wünschen noch geholfen hat, war hierbei vor

allem an Zauberei und übernatürliche Kräfte des Willens gedacht – auch bei der negativen Variante des Wunschkens, dem *Verwünschen*, bei dem jemandem Schlechtes gewünscht wurde. Dieses Wort, das erst seit dem 16. Jahrhundert literarisch belegt ist, zeigte die unerwünschte Neigung, im Mittelworte der Vergangenheit – zu deutsch: im Perfektpartizip – sowohl schwach (*verwünscht*) als auch stark (*verwünschen*) zu erscheinen. Abgesehen davon, dass eine Vorliebe für die starke Form vor allem die oberdeutschen Regionen zeigten, wurden beide lange Zeit ohne Unterschied nebeneinander verwendet.

Erst die aufklärerischen Rationalisten des 18. Jahrhunderts verspürten den Wunsch, hier Eindeutigkeit zu schaffen. Diejenige Sprache, wähnten sie, sei die beste, die für jeden Gedanken genau ein Wort habe. Demzufolge schienen zwei verschiedene Wortformen für einen und denselben Gedanken ihnen überflüssig, und sie gebrauchten bevorzugt die schwache Form, weil diese den grammatischen Regeln entsprach. Da sich indes das verwünschte *verwünschen* auf Dauer nicht unterdrücken liess, unternahm es das späte 19. Jahrhundert, ihm eine besondere Bedeutung zu geben: Weitgehend unabhängig vom Verb kennt es die Schriftsprache spätestens seit den 1870er Jahren, «vor allem um die verträumte Schönheit eines stillen, versponnenen, abgelegenen Winkels zu charakterisieren». So nachzulesen mit wünschenswerter Klarheit nirgends anders als bei – den Brüdern Grimm. Allerdings nicht in ihrem erfolgreichsten Werk, den «Kinder- und Hausmärchen», sondern in ihrem grössten, dem «Deutschen Wörterbuch». Und um aufrichtig zu sein: In einem Band, der erst lange nach dem Tode der Brüder von einem ihrer Nachfolger verfasst wurde. Denn das Riesenwerk, an dem von 1852 bis 1960 gearbeitet wurde, vollendet zu sehen, das blieb für die Grimms zeitlebens ein unerfüllter Wunsch. ♦